

Tacitus.

Rede

zur

Feier des Geburtstages

Seiner Majestät

des Kaisers und Königs

am 27. Januar 1896

im Namen der Georg-Augusts-Universität

gehalten von

Friedrich Leo.

Göttingen,

Druck der Dieterich'schen Univ.-Buchdruckerei.

(W. Fr. Kaestner.)



Tacitus.

Rede

zur

Feier des Geburtstages

Seiner Majestät

des Kaisers und Königs

am 27. Januar 1896

im Namen der Georg-Augusts-Universität

gehalten von

Friedrich Leo.

Göttingen,

Druck der Dieterich'schen Univ.-Buchdruckerei.

(W. Fr. Kaestner.)



Hochansehnliche Versammlung.

Mit bewegteren Gedanken begehen wir heute die Geburtsfeier unseres Kaisers: festlich wie wir es gewohnt sind, freudig wie das Verhältniss der Universität zu ihrem Landesherrn es uns in die Seele gibt, aber heute doch in freudigerer und festlicherer Bewegung. Es ist eine Zeit erhöhten politischen Gefühls, Tage, die uns einen Hauch jener grossen Tage herüberbringen, da der Frühling unseres Volkes rauschend und stürmisch uns zu den Waffen rief und das Entzücken der Erfüllung in allen Herzen brannte. Wem jene Tage die Kindheit erleuchtet, wem sie ein helles Thor ins Mannesalter geöffnet haben, die älteren unter uns, denen sie die Höhe des Lebens waren, unsere Jugend vor allen, der an der Wiege das Glück ihres Volkes und die Thaten seiner Helden gesungen werden durften — wir alle, wie wir in einer deutschen Hochschule zusammenwohnen, blicken heute mit Worten guter Bedeutung zum Kaiser auf und freuen uns, dass auch sein Fest in diese Tage fällt. Denn ihm verdankt es das deutsche Volk, dass es wieder einmal aus politischer Alltäglichkeit und Verdrossenheit zu grosser Empfindung sich zusammenfindet, dass wieder einmal denen, die es so oft vergessen, die Mahnung tönt: vergessen wir nicht, dass wir endlich nach Sumpf und Haide durch herrliches Land voll wasserreicher Berge und rauschender Wälder wandern — vergessen wirs nicht, ob wir wohl wissen wo uns der Schuh drückt.

Aber dies ist kein politisches Fest, wie es der Gedenktag des Reiches war; es ist das grosse Familienfest des deutschen Volkes, und die Universität begeht es wie andere Glieder des weiten Hauses, jedes in seiner Art. Die akademische Feier verlangt einen akademischen Inhalt; ich will nicht versuchen, den Inhalt, den ich ihr geben darf, künstlich mit der Gelegenheit zu verknüpfen. Auch unsre Arbeit beschirmt der König; und mit

gutem Grunde danken wir dem Geschick, dass wir, behütet gegen den Unverstand der Tagesmeinungen, unter dem Schatten eines aus lebendigem Fels gewachsenen Thrones ruhen. Dem Schirmherrn unseres Hauses bringen wir einen Kranz aus dem eignen Garten; so brachte man in der Zeit, in die ich Sie führen will, dem Schützer der Flur einen Erstling der Frucht und legte zum Geburtstage dessen dem man huldigen wollte die Opfergabe auf den Altar seines Genius.

Wir machen oft die Erfahrung, nicht da wo man das Alterthum von seinem Stuhle stürzen möchte, sondern wo man es liebt und kennt, dass das Urtheil über ein Kunstwerk, einen Dichter, eine litterarische Grösse schwankend wird und lange nach der Seite neigt, die dem Urtheil aller Jahrhunderte entgegengesetzt ist. In solchem Falle ist vorauszusetzen, dass ein Gefühl, eine Anschauung moderner Cultur zunächst einmal die historische Grundlage des Urtheils verschoben hat; und vor allem muss hierdurch der Antrieb gegeben sein, die Bedingungen unter denen das Werk entstanden ist, der Mann gelebt hat, schärfer ins Auge zu fassen. Aber das neue Urtheil kann recht haben und der Philologe ist nicht nur Historiker; er muss nicht nur sagen können, wie ein Werk so geworden ist, warum ein Dichter die Bewunderung der Welt gefunden hat, er muss auch zu erkennen suchen, ob und warum ein Gedicht schön, ein Schriftsteller gross ist, ob er die Bewunderung der Nachwelt verdient. Dabei mag es ja geschehen, dass die relative Schätzung steigt und die absolute sinkt; aber auch beide können sinken oder beide steigen.

Wir beobachten solche Bewegungen um die Namen des Euripides, des Cicero, selbst des Homer, und grade in unserer Zeit um den des berühmten Historikers, an den ich jetzt Ihr Interesse fesseln möchte, um den Namen des Tacitus.

Tacitus ist eine der vielen Gestalten aus der Welt des antiken Geistes, mit denen wir wie von Angesicht zu Angesicht verkehren, ohne dass uns doch von Person und Leben mehr als die dürftigsten Umrisse übrig wären. Wir kennen den Mann, aber nicht seine Biographie; und um ihren Besitz würden wir keine Seite seiner Schriften hingeben. Vielmehr empfinden wir freudig die Wirkung des Werkes, das die Probe der Zeiten und Geister bestanden hat: sein Urheber lebt und die Phantasie schafft mühelos die Einzelheiten seines endlichen Wesens nach. Den Rahmen geben wenige eigne Aeusserungen über seinen Lebensgang und einige fürs Publikum bestimmte Briefe eines Freundes. Wir kennen

das Jahr, in dem er unter Domitian Prätor, unter Trajan Consul gewesen ist; wir wissen, dass er nach der Prätur eine Reihe von Jahren hindurch eine kaiserliche Statthalterschaft oder eine Commandostelle inne gehabt hat, aber die Provinz können wir nicht nennen; eine vereinzelte Inschrift lehrt uns dass er, den Sechszigen nahe, als Proconsul Asien verwaltet, also die höchste Würde bekleidet hat, die dem römischen Senator unter der Monarchie erreichbar war. In dieser Periode entstand sein Hauptwerk. Ein Mann, der sein Leben ausgelebt hat und mit dem Glücke nicht hadern durfte; wie er auch von früh an als Redner und später als Schriftsteller zu den ersten Geistern gerechnet wurde.

Freilich sind tiefe Schatten in sein Leben gefallen und haben die düstere Grundstimmung herbeigeführt, auf der seine Betrachtung der politischen und menschlichen Dinge ruht. Seine Kindheitsjahre sind die Jahre Neros, und einer der stärksten Eindrücke, die der heranwachsende Knabe empfing, muss der Sturz des verhassten und in jedem Hause von altrömischer Gesinnung herzlich verachteten Imperators gewesen sein. Zum Manne erwuchs er unter Vespasians geordneter und heilender Regierung. Aber fünfzehn der besten Jahre seines Lebens vergingen ihm unter der Tyrannei Domitians, die das Talent, das sich im öffentlichen Leben oder in litterarischer Produktion zu entfalten strebte, mit dem Henkerschwerte niederhielt. 'Wenige sind wir übrig gelassen', so schreibt er kurz nach der Schreckenszeit, 'die wir die ermordeten Opfer und gewissermassen uns selbst überleben; so viele Jahre sind uns mitten aus dem Leben herausgeschnitten: wir Jünglinge sind alt geworden, die Alten sind an den Rand des Lebens gelangt mit verhaltner Stimme'. Wie viel der Kraft, die nach freier Thätigkeit strebte, hat er in einem inneren Kampfe vergeuden müssen; der bange Druck, die Entwürdigung des Staates und des Einzelnen, so viel Selbstentwürdigung ringsum, dazu die Pflicht, sein Leben nicht ohne Noth dem Zorne des Herrschers auszusetzen — eine ernste und tiefe Natur, ein beobachtender und durchdringender Geist wie Tacitus musste zwar in gereifter Weisheit, aber früh gealtert und mit tiefem Misstrauen gegen die Motive der menschlichen Handlungen in das neue Säculum hinübertreten. Denn ein neues führten noch einmal Fortuna und Virtus gemeinsam ihren Römern herauf. Tacitus vergleicht einmal den Vespasian und seinen General Mucianus: jener ein Feldherr im alten Stil, dieser ein Verwalter ersten Ranges, aber jener von kleinlichem Geiz, dieser von fürstlicher Hoffarth; und fügt hinzu: 'wenn man ihre Fehler hätte ausscheiden und nur ihre Tugenden

in eins verschmelzen können, so hätte es eine treffliche Mischung für einen Kaiser gegeben'. Da denkt er an Trajan, der seit kurzem regierte, ein Kriegsheld und Regent zugleich, wie unter den römischen Kaisern kein zweiter; der erste in einer Reihe, die dem Reiche zwar keine innere Erneuerung, doch die Ruhe eines behaglichen Greisenalters gebracht hat.

In Trajans Zeit fällt die Production des Tacitus, einsam in ihrer Grösse. Die litterarischen Talente neben ihm sind der jüngere Plinius, dessen Schriftstellerei schon alle Züge der beginnenden Nichtigkeit trägt, und Juvenal, der aus der besten Gattung der römischen Poesie, in Nachfolge des Persius, vollends ein Zerrbild macht; daneben eine Fluth des Dilettantismus und ein stolzes Gefühl von allgemeiner Bildung, ein Publikum in der That gebildet genug, um einer grossen Erscheinung nicht kalt gegenüber zu stehen. Tacitus erschien seinem Volke von Anfang an als ein grosser Schriftsteller.

Diese Schätzung ist ihm, man kann nun fast sagen durch die Jahrtausende, geblieben. Der grosse deutsche Historiker, dessen hundertjähriges Gedächtniss wir um die Jahreswende begangen haben, hat noch in seinem letzten Werke mit rückhaltloser Bewunderung, in tiefgreifender Charakterisirung, über Tacitus geredet. Aber auch in seinem Urtheil mussten sich die Bedenken geltend machen, die gegen die Geschichtschreibung des Tacitus nicht seit gestern erhoben worden sind; erhoben nicht aus den Kreisen des modernen Barbarenthums, sondern von der Forschung selbst, und beseitigt noch keineswegs mit ausreichenden Gründen.

Von den Schriften des Tacitus ist, so viel wir wissen, keine ganz verloren gegangen. Er schrieb in den ersten Zeiten Trajans das Leben seines Schwiegervaters Agricola, der als Consul dem aller Hoffnung reichen Jüngling seine Tochter gegeben hatte; etwa gleichzeitig das Buch über Deutschland und seine Bewohner; wenig später den Dialog über den Verfall der Beredtsamkeit: die beiden ersten Schriften mit deutlicher Beziehung auf das grosse Werk, das ihm im Sinne lag und dessen beide Hälften jede ungefähr ein Jahrzehnt der Arbeit füllten. Er begann mit der Geschichte seiner Zeit, von Galba bis zur Ermordung Domitians, in der richtigen Einsicht, dass mit dem Sturze Neros eine neue Epoche des römischen Reiches einsetzte; danach, durch das Proconsulat in Asien unterbrochen, schrieb er die Geschichte der julisch-claudischen Dynastie vom Tode des Augustus an; so dass nun die Geschichte der 82 Jahre vom Regierungsantritt des Tiberius bis 96 n. Chr. lückenlos zusammenschloss: ein nach antikem

Begriff sehr umfangreiches Werk von dreissig Büchern, von dem im ganzen etwa die Hälfte erhalten ist. Verloren ist vor allem die Geschichte seiner im engeren Sinne eignen Zeit; denn der erhaltne Theil des zweiten Abschnittes umfasst nur das Vierkaiserjahr und die ersten Anfänge Vespasians. So fehlt uns für die Beurtheilung des Historikers leider der wichtigste Stoff, die Geschichte der Zeit, in deren Behandlung er genöthigt war original zu sein.

Denn das Ansehen des Tacitus hat den stärksten Stoss erlitten durch die Erkenntniss, dass von Originalität im modernen Sinne bei seiner Geschichtschreibung nicht die Rede sein kann. Wir besitzen im Berichte des Dio Cassius, in den Kaiserbiographien Suetons Darstellungen derselben Zeiten und Männer, die Tacitus beschrieben hat; und in diesen, vor allen aber in Plutarchs Biographien der Kaiser Galba und Otho, liegt eine so weitgehende Uebereinstimmung mit Tacitus vor Augen, dass kein Zweifel besteht: entweder ist Tacitus die Quelle des Plutarch und auch der andern, oder beiden hat dieselbe Darstellung vorgelegen, deren historischen Inhalt sie gleichermassen, aber gelegentlich auch Betrachtungen und bezeichnende Wendungen herübergenommen haben. Nun darf aber ferner nicht ernstlich bezweifelt werden, dass Plutarch den Tacitus nicht ausgeschrieben hat; denn abgesehen von allen beweisenden Einzelheiten, Plutarch gibt einen Ausschnitt aus einer den Ereignissen einfach folgenden Erzählung, Tacitus die Dinge in einer kunstreich verflochtenen Gruppirung: es ist eine Annahme, die sich selbst widerlegt, dass Plutarch die ursprüngliche Folge erst aus der taciteischen Verflechtung herausgewunden habe. Dann aber hat Tacitus seine Erzählung nicht gemacht, sondern entnommen.

Sobald dies feststeht, verliert das Werk des Tacitus für uns das Kennzeichen der historischen Forschung. In der That hat Tacitus es gemacht wie es die Sitte der antiken Historiographie gewesen ist: nur wer die Geschichte seiner Zeit beschrieb, hatte die Pflicht aus den Quellen selbst zu schöpfen; wer schon geschriebene Geschichte schrieb, verglich die vorhandenen Darstellungen untereinander, und das war sein Material; wenn er, wie Tacitus, auch Memoiren und Biographien heranzog, so that er ein übriges. In dem Vergleichen der vorhandenen Berichte und, wo sie auseinandergehen, dem Abwägen ihrer äusseren und inneren Wahrscheinlichkeit liegt auch die einzige Gewähr für die Glaubwürdigkeit einer solchen Darstellung; das Streben nach Wahrheit, das Tacitus bekennt, geht auch bei ihm über dieses Mass nicht hinaus. Und so gewiss man ihm unrecht thun würde, wenn man ihm

absichtliche Verhüllung der Wahrheit zutrauen wollte, so gewiss ist Wahrheitsdrang nicht die Triebfeder, ist Wahrheit nicht das Ziel seiner Darstellung gewesen. Dass er nicht ohne Leidenschaft geschrieben hat und schreiben wollte, bedarf keines Beweises; dass er sich unbestochener Aufrichtigkeit rühmt und *sine ira et studio* schreiben zu wollen erklärt, widerspricht dem nicht: das Citat ist wie die meisten seiner Art, nachdem es Flügel bekommen hat, schief geflogen; es bedeutet im Zusammenhang, dass er zu keinem einzelnen Kaiser ein Verhältniss persönlichen Hasses oder persönlicher Vorliebe hat. Die Treue im einzelnen ist damit nicht einmal beansprucht.

Was aber bleibt an einem Historiker, dessen Stoff nicht selbstgeschöpft, dessen Arbeit keine Forschung, dessen Ziel nicht die Wahrheit ist?

Es ist von solchen, die die Consequenzen der vorliegenden Thatsachen annehmen, bemerkt worden, dass Tacitus diese negativen Eigenschaften im allgemeinen mit den antiken Historikern theilt, soweit wir die Art ihrer Arbeit übersehen können. Die Geschichtswissenschaft in unserem Sinne ist nicht eine Erfindung des Alterthums, und Tacitus lag es fern sie erfinden zu wollen. Doch solche Betrachtung reicht nicht einmal aus sein Verfahren zu erklären, noch weniger, den Widerspruch, der für uns zwischen diesem Verfahren und der Person des Mannes besteht, oder gar die Bewunderung verständlich zu machen, die sein Werk bei Mitwelt und Nachwelt gefunden hat. Wir denken uns leicht, dass Schriftsteller wie Diodor oder Dio Cassius für ungeheure Zeiträume den Stoff zusammentrugen wie sie ihn bereitet fanden, oder dass Livius sein Alle überglänzendes Talent des Erzählens an die Nacherzählung der Geschichte seines Volkes setzte. Aber man darf wohl sagen, dass das Talent des Tacitus kein Erzählertalent war und dass einen Mann von diesem geistigen Gewicht es nicht locken konnte, fremden Fleiss zu sammeln.

Eines freilich muss man bei jeder Betrachtung eines spätrömischen Kunstwerkes bedenken. Zumal in der litterarischen Kunst gilt dem späteren Alterthum, zumal dem Römer, die Form mehr als der Inhalt. Das italienische Ohr schwelgte schon damals im Wohllaut des Wortes, schon in der klassischen römischen Poesie steht die schöne Sprache, der kunstreiche Vers am höchsten im Werth; nur unter dieser Voraussetzung versteht man die Lyrik des Horaz, selbst das vergilische Epos, und darum kann keine Uebersetzung von der wahren Wirkung dieser Poesie einen Schimmer geben. Das war noch ehe die stärkste Entwicklung in

dieser Richtung sich vollzog. Etwa mit dem Beginne unsrer Aera errang die Rhetorik die Herrschaft im römischen Geistesleben, und bald gibt es keine Bildung und keine Kunst mehr, die nicht ihren Körper und leider nur zu viel von ihrer Seele nach dem Einfluss der rhetorischen Kunst gestaltete. Es ist eine Bewegung, die durch die griechisch-römische Welt geht; der Anstoss ist auch hier von den Griechen hergekommen, aber die Wirkung ist zunächst viel stärker, selbständiger, tiefer greifend auf römischem Boden; erst im zweiten Jahrhundert, erst nach Tacitus, fliesst die Bewegung in einem gleichmässigen Strome der niedergehenden griechisch-römischen Kunst zusammen. Dass Tacitus wie sein Jahrhundert mit beiden Füssen in der Rhetorik im antiken Sinne steht, dass sein Ziel ist, in einem grossen Stil vollkommene Kunst des Ausdrucks und der Darstellung zu erreichen, das lehrt jeden ein Blick in seine Werke; und dass die Wahrhaftigkeit der Erzählung sein Zweck sei, das sagt er nur ausdrücklich, weil das andere selbstverständlich ist.

Als Tacitus seine Schriftstellerei begann, hat er kurz hintereinander, wie wir sahen, drei kleine Schriften verschiedenen Stoffes hinausgehen lassen. Der Agricola ist eine Biographie, nichts anderes; für diese Gattung gab es zwar eine Form, aber keine Kunstform: nach einer solchen strebte Tacitus; die Biographie, zumal die antike, neigt dem Individuellen, der Geist des Tacitus dem Typischen zu: in diesen Gegensätzen liegt die Lösung der Räthsel, die das kleine Kunstwerk als Ganzes aufgibt. Die Germania ist eine ethnographisch-geographische Uebersicht, wie es deren in Geschichtswerken und für sich bestehend viele gab, nicht aus moralischer Tendenz, die nur da anklingt wo das Gegenbild der Uebercultur mahnend hervortritt, nicht als Idealbild, sondern mit dem Stolze der Cultur geschrieben; auch sie nach vorhandenem Material, nach gelehrten Gewährsmännern stilisiert, die fremden im Lichte der eignen Zustände gesehen, die reges, duces und comites nicht zuverlässigere Namen als die Mercurius, Mars und Isis der Germanen. Der Dialog behandelt kunstmässig ein von Vorgängern und Zeitgenossen wieder und wieder behandeltes Thema, den Niedergang der Beredtsamkeit. Es ist richtig, dass von diesen drei Schriften zweie eine stoffliche Beziehung zum Geschichtswerk haben; aber damit ist die besondere Bearbeitung der verschiedenen Stoffe nicht erklärt, nicht gesagt warum die Abschnitte, so frühe schon, eigne Existenz erhalten haben, vor allem die ins Auge fallende stilistische Verschiedenheit der drei Schriften nicht erklärt. Man hat in ihnen, zusammen mit den

grossen Werken, eine Entwicklung von einfacher zu künstlicher zu erhabner Schreibart finden wollen; das ist durch die chronologischen Verhältnisse ausgeschlossen. Vielmehr hat Tacitus in den drei Schriften von den drei Stilarten, die für die litterarische Kunst der Epoche massgebend sind, Proben gegeben, die seine litterarische Befähigung in ihrem Glanze darthun sollten. Es ist der archaisirende, der ciceronische und der eigentlich aus dem Geiste des Jahrhunderts entwickelte Stil. Um es kurz zu sagen: der Agricola ist im Stile Sallusts, die Germania im Stile Senecas, der Dialog im Stile Ciceros geschrieben, alle drei im Stoff, in der Composition, in der Schreibart auf diese Muster hinweisend. Besonders die Namen Seneca und Cicero sagen viel für den, der die litterarische Bewegung jener Zeiten bedenkt. Gegen Seneca, dessen Kunst das neronische Zeitalter beherrschte, hatte sich unter den Flaviern eine Reaction erhoben, die zu Cicero als dem auf allen Wegen führenden Meister zurückzukehren empfahl: Tacitus will zeigen, dass in beiden Richtungen zur Meisterschaft zu gelangen möglich ist. Stärkere Kunstgegensätze als sie in diesen beiden Schriften hervortreten, sind nicht zu denken, so entschieden auch das Taciteische in beiden die Zweifel am gemeinsamen Ursprung niederschlägt. Dass überhaupt ein Mann zwei Stile in seiner Seele vereinigen und in seiner Production zur Darstellung bringen kann, ist eine Erfindung der Rhetorik und war vor ihrem Eindringen in den attischen Geist undenkbar; dass er es soll, ist dann eine Forderung der Rhetorik. Tacitus wiesen Anlage und Neigung auf den Stil der neronischen Zeit; sein künstlerischer Sinn bewahrte ihn davor, die Continuität zu durchbrechen. Die Männer der Reaction schätzte er, aber er wollte die Reaction nicht mitmachen; doch dass er dem Wagniss, Ciceros Wege zu gehen, gewachsen war, wollte er zuvor der Welt vor Augen legen. Alsdann hat er in organischer Entwicklung des Stiles, der dem Jahrhundert selbst gehörte, seine eigne Sprache ausgebildet und seinen ganzen Geist hineingelegt: 'sie ist nur für ein einsames Nachdenken recht verständlich'.

In dieser Sprache hat Tacitus, als Künstler des Erfolges sicher, die Geschichte des ersten Jahrhunderts der Kaiserzeit geschrieben. Die einzelnen Abschnitte waren von vielen vorher geschrieben worden, deren keinen Tacitus, der Gesinnung wie der Kunst nach, völlig gelten liess; wer seine Zeit dargestellt hatte, war für den Inhalt seiner Schilderung verantwortlich gewesen, wer ihm folgte hatte nur den überlieferten Stoff zu sichten. Längst hatte der eine dem anderen nachgeschrieben; es gab eine

fertige Tradition, gleichsam eine Annalistik der ersten Generationen der römischen Monarchie. Tacitus fasste sie in einem grossen Werke zusammen, wie Livius die Annalen der römischen Republik zusammengefasst hatte; und wie nach Livius niemand weiter die Licinius Macer und Valerius Antias las, so sind nach Tacitus die Werke der Aufidius, Plinius, Cluvius, Fabius und wie sie heissen verschwunden. Er ist dem Römer der Historiker der Julier und Flavier, wie Livius der der Republik.

Was aber dieses Wiedererzählen des oft Erzählten, nicht um Resultate neuer Untersuchung mitzutheilen, sondern zum Zwecke einer höheren Kunst der Darstellung, was diese neue Formung des alten Stoffes für den antiken Schriftsteller bedeutet, das zu verstehen bedarf es einer anderen Betrachtung. Am Anfang der rhetorischen Kunst und Theorie hatte Isokrates durch den Satz, dass die Natur der Rede über denselben Gegenstand vielfach sich auszudrücken gestatte, die Lehre seines Lehrers Gorgias erweitert: daher solle man nicht mehr die Gegenstände vermeiden, über die andere vor uns gesprochen haben, sondern solle versuchen besser als die Vorgänger zu sprechen. Isokrates hat es so gehalten und oft in andrer Form Andere und sich selbst wiederholt; grosse Redner, auch die sonst nicht unter seinem Einflusse standen, sind ihm gefolgt. Unter den Historikern hat Ephoros, sein Schüler, dem Herodot und Thukydides nachgeschrieben, Philistos den sicilischen Krieg der Athener, den er als Jüngling erlebt, aus Thukydides entnommen; es ist kaum auszudrücken, welche Bedeutung diese Continuität des Stoffes für die griechische und römische Litteratur gewonnen hat — wie ja ein ähnliches Gesetz in der bildenden Kunst sich wirksam zeigt. Vergil hat nicht nur die Griechen, sondern vielfach die älteren römischen Dichter nachgebildet, Ovid mit besonderer Lust das einmal Gedichtete in neue Form gebracht, Livius nicht nur den Polybius, sondern die römischen Annalisten in seinen Stil umgesetzt. Diese Kunst des sprachlichen Umschmelzens aber wurde in der rhetorischen Schulpraxis als eine der besten und wirksamsten Uebungen betrieben; in Ciceros Selbstbildung, in Quintilians Anleitung hat sie eine grosse Rolle gespielt. Was aber der Jüngling schulmässig lernte, um dessen vollkommene Ausübung wurde der Meister angestaunt; und wie von berühmten Rhetoren gemeldet wird, dass sie in freier Rede denselben Stoff immer wieder in neue Form giessen konnten, so haben kleine und grosse Schriftsteller den gleichen Ruhm gesucht. Ob es überhaupt einen besten Ausdruck für eine Sache gebe, darüber gingen die Ansichten auseinander:

Cicero war davon überzeugt, berühmte Lehrer der Rhetorik haben es geleugnet. Tacitus hielt es mit Cicero, denn er hat Wendungen, die er vorfand, stehen lassen, da sie ihm den Kern des Ausdrucks zu treffen schienen: nun finden wir dieselben bei Plutarch und Sueton. Aber die Reden, die er doch meist den Senatsberichten nachzuschreiben den Schein annimmt, gibt er nie wie sie gesprochen waren. Da er einmal die Antwort des Tribunen Flavus, der zu Neros Ermordung mitverschworen war, auf des Kaisers Frage warum er seinen Eid gebrochen habe, wörtlich mittheilt: 'ich hasste dich; und doch hattest du keinen treueren Soldaten, so lange du Liebe verdientest; ich hasse dich seit du Muttermörder und Gattenmörder, seit du Wagenlenker und Schauspieler und Brandstifter geworden bist', da findet er es nöthig das zu entschuldigen: er habe die Worte selbst gegeben, weil sie in keinem Buche stünden und, eines Kriegsmannes kunstlose und kräftige Worte, doch auch bekannt zu werden verdienten. Dagegen Senecas letzte Reden will er nicht mittheilen: 'sie sind eigens veröffentlicht wie er sie gesprochen hat (während an Stelle der übrigen Reden in den übrigen Geschichtswerken anders gefasste Reden standen), und ich kann darum die Mühe sparen, sie in meine eignen Worte umzusetzen'.

Man sieht bereits hieraus, dass die einfache Wahrheit mit einer solchen Art der Darstellung nicht bestehen kann. In der That ist auch das ein Erbtheil von den Isokrateern her, dass in der Geschichtschreibung die Wahrheit in zweiter Linie steht. Das Material zu den Senatsverhandlungen, die einen grossen Theil des Werkes füllen, ist sicherlich von den ersten Darstellern aus den Akten oder eigner Erinnerung entnommen worden und die Schilderungen tragen noch jetzt in ihrer Anordnung den Schein der Ursprünglichkeit; aber in derselben Weise, über die Meinungsäusserungen der einzelnen Reden in ihrer Folge berichtend, stellt Tacitus die Verhandlungen im consilium des Kaisers dar, über die es weder Aufzeichnung noch sichere Kunde geben konnte; so geheime Verhandlungen wie die über die Wiedervermählung des Claudius; oder die Berathung des Thrasea mit seinen Freunden vor der entscheidenden Senatssitzung, über die es wenigstens keine Akten gab; und ähnliches sonst. Das sind Mittel der Kunst, die Niemand verwerfen wird. Tacitus hat sicherlich nirgend absichtlich etwas Unwahres gesagt; denn er dachte hoch von der Würde seiner Kunst. Aber er weiss so zu erzählen, dass in allen Fällen, in denen sein Gefühl mitspricht, der Leser, auch gegen die Thatsachen, von demselben Gefühl ergriffen wird und das

glaubt was Tacitus fast glauben möchte. Noch heute werden die meisten Leser des Tacitus meinen bei ihm gelesen zu haben, dass Tiberius den Germanicus habe durch Piso vergiften lassen; und doch sagt Tacitus selbst, dieser Theil der Anklage sei als grundlos nachgewiesen worden; auch gibt er nirgends dem Tiberius, wie wohl der Livia, gradezu die Schuld. Wohl aber geht die Absicht seiner Erzählung darauf, den Leser das Schlimmste glauben zu machen; und er erreicht sie. Tacitus behandelt die Fabel, dass Nero die Stadt in Brand gesteckt habe, selbst als unglaubwürdig; und doch lässt er den Verdacht nicht fallen und deutet ihn wieder und wieder an, wie er denn nirgend eine Verdächtigung unerwähnt, den Zweifel, ob nicht ein Frevel im Spiele sei, unausgesprochen lässt. Tacitus gibt selbst das Material, den Germanicus ungünstiger und den Tiberius günstiger zu beurtheilen, als der Zweck seiner Darstellung ist; und doch erreicht er diesen Zweck vollkommen.

Tacitus ist Meister in der Kunst, seine Figuren zu charakterisiren: auch das ist ein Theil der rhetorischen Kunst, wir finden die Lehre in der Theorie und die Ausübung bei Cicero. Skizzen wie des jüngeren Sallust, des Petron, des Mucianus, so sparsam er auch die eigentlich charakteristischen Züge anbringt, sind unvergesslich wie die ausgeführten Charakterschilderungen, die sich durch die Darstellung hindurchziehen und nur allmählich sich zusammenschliessen.

Aber hier ist die Grenze des Gebietes erreicht, das sich mit Hülfe der Stilgeschichte erhellen lässt; und wenn damit Alles gesagt wäre, so wäre das Werk des Tacitus doch am Ende nur ein gutgeschriebenes Buch, von dem man verstünde warum die römische Welt es bewundert hat, das aber ein inneres Verdienst, stark genug um alle Zeiten und Geister zu gewinnen, nicht besässe.

Noch ist das Wort nicht gesprochen, das uns das Ewige und Unvergängliche im Wesen dieses Mannes verdeutlicht. Es ist bald gesprochen: Tacitus war ein Dichter, einer der wenigen grossen Dichter, die das römische Volk besessen hat. Es ist bedeutsam für die Geschichte des griechischen wie des römischen Geistes, dass der grösste griechische Philosoph und der grösste römische Historiker ganz zu verstehen sind nur wenn man sie als Dichter versteht.

Um die Thatsache für Tacitus verständlich zu machen, muss man vor allem bedenken, dass die Grenzen zwischen Poesie und Prosa, zum Theil schon länger in der griechischen, viel stärker seit einem Jahrhundert in der römischen Litteratur, und zwar

durch die Rhetorik und ihre Herrschaft in der römischen Bildung, verwischt worden sind. So viel die Rhetorik sich auf ihre Kunst der Wortwahl zu gute thut, sie hat den poetischen und prosaischen Wortschatz durcheinandergeworfen; die Sprache dieses Zeichens nennt man silberne Latinität. Sie hat an den Redner und Historiker, den Verfasser von philosophischen und technischen Abhandlungen die gleichen Stilforderungen gestellt wie an den Epiker, Dramatiker, Satiriker; der Dichter declamirt nun und der Declamator dichtet, Vergil ist ein Muster für den Redner und der Meister der Schulrede für den Dichter; in der That ist es nun gleichgiltig für das junge Talent, ob es sich der prosaischen oder der poetischen Rede zuwenden mag: die eine ist so gebunden und so ungebunden wie die andere. Dem Senator und Consular aber stand die Prosa, zumal die Historie, seit des alten Cato Zeiten besser zu Gesichte: sie war das eigentliche Gebiet vornehmer Schriftstellerei, kein vornehmer Römer vor Sullas Zeiten hat in Versen geschrieben anders als zum Spiel. Unter den julisch-claudischen Kaisern war es, wie Tacitus selbst hervorhebt, gefährlich Geschichte zu schreiben; unter Augustus thaten es noch Männer von Talent und Character, dann aber schreckte grade diese der Sklavensinn, der auch in die Historie eindringen musste (wir sehen es an Velleius) zurück: wer nach freier Rede begehrte, der schrieb nun die Geschichte in Versen, wie Lucan und andere vor ihm, auch dies nicht ohne Gefahr. Tacitus aber war, wie er sich fühlte, ein Römer alten Schlages; die Poesie erschien ihm, wie er öfter andeutet, nicht als ernsthafte Beschäftigung, die Historie entsprach seiner Würde, und die neue Zeit gestattete wieder das freie Wort: so warf sich das poetische Talent auf die Geschichte.

Tacitus beginnt die Annalen mit dem Tode des Augustus. Es war in der griechischen Geschichtschreibung seit Xenophon, in der römischen wenigstens seit Livius (denn Sallust folgte auch hierin seinem Vorbilde Thukydides) Sitte, beim Tode einer hervorragenden Persönlichkeit einen Abriss ihres Lebens und Characters zu geben. Auch in der Geschichte der julischen Kaiser, die ihm vorlag, fand Tacitus eine solche Schilderung; wie sie gefasst war, ersehen wir aus Dio: damals habe man noch nicht voll erkannt, welchen Dank man Augustus schuldete, aber bald unter der Regierung des Tiberius sei man seiner Wohlthaten inne geworden. Tacitus schildert die Leichenfeier: das Publikum hält sich auf über die militärische Bedeckung, die Tiberius dem Zuge gegeben hat und die man nach so langer Gewöhnung des Volkes an die

Herrschaft eines Einzelnen überflüssig findet. Dann unterhält sich das Volk, wie es steht und zuschaut, über Augustus, die meisten über die merkwürdigen Zufälligkeiten und den äusseren Glanz seiner Erfolge, die Verständigen aber in Rede und Gegenrede zu Ruhm und Tadel: in dieser Form, in gute und üble Nachrede eingekleidet, wird das vielgestaltige Wesen des Augustus abgewogen; eine Erfindung, die nur einem Dichter kommen konnte. Dasselbe Bestreben, eine Betrachtung im Gespräch der Leute gleichsam zu dramatisiren, tritt öfter hervor; es ist nur eines der Mittel aus der poetischen Werkstatt, die sich ihm in Fülle einstellen. Erzählung und Beschreibung werden auch von der Rhetorik gelehrt; aber unter den Bildern, die Tacitus malt, unter den Momenten der Handlung, die er hinstellt, sind unzählige von einer Schönheit und inneren Gewalt, wie sie nur die Muse verleiht. Sein Talent ist ohne Zweifel das des Dramatikers viel mehr als des Epikers. Wie im Drama nimmt er Handlung und Personen straff zusammen, in Abschnitten, mit retardirenden Scenen und Zwischenspielen; er characterisirt allmählich und durch die Handlung, er führt die Personen in wohlberechneten Momenten ein und deutet die zum Wachsen bestimmten voraus, er lässt die zur Gegenwirkung dienenden nicht aus den Augen, wenn er einen Helden in der Ferne muss agiren lassen (wie keine Handlung des Germanicus ohne den Reflex gelassen wird, den sie in Tiberius hervorruft); er lässt die Handlung stufenweise mit sicherer Steigerung anwachsen, er erreicht es stets, dass auch des Nichtigen und des Frevlers schreckliche Katastrophe den ganzen tragischen Eindruck hervorruft. Grosse Tragödien sind die Geschichte des Tiberius, des Nero, der drei Kaiser nach ihm, die in einem Jahre, so verschieden an Art und trotz des eintönigen Schreckens doch auch an Schicksal so verschieden, untergehen. In der Tragödie von Tiberius beherrscht den ersten Akt die Heldenfigur des Germanicus, den zweiten die Rache seines Todes, im dritten kommt der arge Seianus empor und bereitet dem einzigen Sohne des Tiberius wie dem Hause des Germanicus den Untergang; den Höhepunkt des vierten und des Stückes bildete der Sturz Sejans; dann folgt das fürchterliche Ende des einsamen Gewaltigen, kurz und abrollend, wie der fünfte Akt einer Shakespearschen Historie. In der Geschichte Neros, von der Zeit an da er seiner Mutter Agrippina in das Haus des Claudius folgt und Adoptivsohn des Kaisers wird, treten handelnd und sich ablösend auf die Mutter, der Bruder Britannicus, die Schwester und Gattin Octavia, die Lehrer und Leiter Seneca und Burrus, die neue Herrscherin Poppaea,

der Empörer Piso, die Stoiker im Senat Thrasea und Plautus, fast alle die Opfer der wachsenden Blutgier, der hässlichen und kindischen Frevel des Sonnenjünglings; dazwischen die Fülle der Nebenfiguren, Petron das Gegenbild Thraseas, der Hofnarr und verderbliche Höfling Vatinius, der Mörder Anicetus und wie sie heissen. Das letzte was wir sehen ist Neros Wüthen gegen die entdeckten Verschwörer, deren Vorbereitungen man mit verhaltnem Athem gefolgt ist, dann gegen die Unschuldigen Thrasea, Soranus, Servilia; dann fällt der Vorhang, nicht weil die Tragödie aus, sondern weil ihr Schluss im Sturm der Zeiten davongeweht ist.

Die Hälfte von Tacitus' Werk ist, wie wir sahen, verloren gegangen. Man beklagt den Verlust so vielen lehrreichen Stoffes, so wichtiger Einsicht in den Gang der Dinge, und nicht mit Unrecht lässt Gustav Freytag seinem philologischen Helden die Aussicht, das alles wiederzugewinnen, den Sinn verwirren. Wir sehen nun, dass der Verlust grösser ist. Das Schicksal hat dem Werke des Tacitus übel mitgespielt, es hat der Nachwelt die Schätzung seiner grössten Eigenschaft erschwert, den vollen Genuss geraubt. Denn er hat als Dichter auf das Ganze hingearbeitet, aber die höchste Steigerung, die Wirkung auf die alles Einzelne zielt, ist hier wie dort verloren gegangen: hier die Katastrophe Sejans, dort der Sturz Neros. Wenn wir, um die Lücke stofflich zu füllen, die eine Erzählung bei Dio, die andere bei Sueton im Zusammenhang nachlesen, so empfinden wir, welcher Stoff da für eines Tacitus Hand bereit liegt und klagen über die verlorne Schöne.

Der Rhetor verfällt der Schablone, der Dichter kann seine Persönlichkeit nicht verbergen. Tacitus übergiesst sein Kunstwerk mit dem Schimmer seines Wesens: tiefer Ernst der Seele und Reife der Gedanken, der Gegenwart nicht fremd, doch zurückgeneigt in eine grössere Zeit. Er ist isolirt unter den Seinen, ein einsames Nachdenken hat seinen Sinn gebleicht; über ihm liegt etwas von dem tragischen Bewusstsein, dass er als der letzte einer vergehenden Welt an der Grenze zweier Zeitalter steht. So reich die Zeit an überkommenen Schätzen ist, so eifrig sie beschäftigt ist, ihren Besitz zu sammeln, auszumünzen, zu zerkleinern, so stolz sie auf ihre Bildung, so überzeugt auch von dem Werthe der künstlichen Scheingebilde ist, die sie selbst hervorbringt: die Productionskraft der alten Cultur ist erloschen und erst die Männer, die das neu aufgehende Licht vorantragen, bringen wieder Geist und Leben in die römische Gedankenwelt. Auch die römische Historie hört mit Tacitus auf; sein jüngerer Zeitge-

nosse Sueton rückt die Kaiserbiographie an ihre Stelle und ersetzt so die ehrwürdige Kunst durch eine wissenschaftliche Form. Fast drei Jahrhunderte musste das Werk des Tacitus auf den Nachfolger und Fortsetzer warten: es war ein Grieche aus Antiochien, der erste römische Historiker nach Tacitus.

Wir haben gesehen, welcher Art Gewichte in Tacitus' Schale fallen, dass sie nicht gegen den Begriff der Geschichtswissenschaft in die Höhe schnelle. Heut zweifeln wir nicht, so hoch wir das Kunstwerk der Geschichtschreibung schätzen, dass die Wahrheit zu ergründen das einzige Ziel der Historie ist — aber diese Erkenntniss ist erst nach dem Wiedererwachen des Alterthums gewonnen worden; wir wissen heut, dass nicht in der Fesstellung der Thatsachen und den Betrachtungen, die sich daran knüpfen lassen, die Aufgabe des Historikers beschlossen ist, sondern dass er das Werden der Dinge, die schaffenden Ideen und ihre Verknüpfung zum Werden zu erfassen strebt — aber erst unser Jahrhundert hat Gebiet für Gebiet dieser Erkenntniss erschlossen. Wir glauben auch nicht mehr, dass es die grösste Aufgabe des Historikers sei, die Zeit die er lebt, wie er sie kaum gelebt hat, zu schildern und gleichsam mit dem Griffel in der Hand ihre leisen Tritte zu belauern. Nur dem rückschauenden Blicke stellt sich die Göttin; wenn auch nicht das Herz, so einer die Geschichte seines Volkes schreibt: Kopf und Hand verlangt die Geschichte frei. In den Bildern, die diese Tage hervorrufen, spüren wir etwas von dem Werden des historischen Objects: es sind nicht mehr Erinnerungen an Erlebtes so sehr wie die Schauer der Geschichte, die uns umwehen. Vor uns steht ein Geschlecht akademischer Jugend, dem die Geburt des neuen Reiches vorausliegt; die Helden der grossen Zeit sind hingesunken und der Gedanke an den Einen unter den Grossen, der steht und lange stehen möge, ergreift uns so gewaltig nicht nur als der Gedanke an den Helden, sondern weil wir in ihm nun die Herrlichkeit der Geschichte leibhaftig vor uns sehen. Dass damals das Volk sich seiner Führer würdig zeigte, darüber hat die Geschichte ihren Spruch gethan; möge dereinst unsere Zeit ihr Antlitz zeigen dürfen. Hohen Muthes im Gefühle der höchsten Pflicht trägt unser Kaiser, des Friedens mächtig und der Ehre gewärtig, sein Banner des Weges, nach dem seines Hauses und Staates ewige Sterne leuchten; von uns, den deutschen Hochschulen und der Jugend, die wir alljährlich ins Land an die Berufe des Lebens senden, von uns soll die Geschichte nicht melden, dass wir, statt nach den Sternen zu

gehen, den Irrlichtern in die Sümpfe gefolgt seien. Nicht weil von Westen und Osten Gefahren drohen (denn in der Stunde der Gefahr werden auch die Helden der Gasse stehen wo das schärfste Schwert geschwungen wird), nicht weil tiefwurzelnder Unfriede des Landes Kraft und des Volkes hellen Sinn bedrängt, nicht weil wir Schutz suchen gegen die Feinde menschlicher Gesittung (denn noch walten höhere Mächte in der Geschichte): wir stehen zu unserm Könige, weil wir Preussen sind, deren Herzen frei für ihren König schlagen; wir stehen zu unserm Kaiser, weil wir Deutsche sind, die in ihrem Kaiser das Symbol der Einheit ihres Volkes, die Gewähr ihres politischen Daseins sehen. Wie er am Tage des Gedächtnisses sein Gelübde dem Reiche erneuert hat, so erneuern ihm heut, am Tage des Wunsches und der Zukunft, das ihre die Millionen seines Volkes; wie er uns voranschreitet, freudig im Glauben an die gesunde Kraft des deutschen Geistes, so schwebe das Glück auf seinen Wegen, die Weisheit über seinem Haupte und der Sieg um seine Fahnen.



